Nekr F 45

FANNY FINSLER

Porträts in die Porträt-Sammelg versetzt.
30. IV. 1934. P.S.

Nekr F 45

FANNY FINSLER

1894 – 1933

Buchdruckerei Berichthaus Zürich

Im Pfarrhaus zu Hausen a. Albis wurde Fanny Finsler am 27. Mai 1894 als erstes Kind ihrer Eltern geboren. Eine ausgesprochene, kleine Persönlichkeit und vielbewunderte Pfarrerstochter, war sie bald der Mittelpunkt der Dorfkinder, die sich täglich bei ihr einfanden und sich freudig von ihr befehlen ließen.

Diese ersten Freunde, das Dorf, der Pfarrgarten mit Feuerbusch und roten Tulipanen, die Spiele des frohen Vaters mit seinem Kinde, seine phantastischen Märchen vom geheimnisvollen Reisekameraden und allerlei Hexen, die Pfeife rauchten und Bierflaschen im Leibe hatten, all das bildete einen Schatz von bunten, eigenartigen Erinnerungen, die Fanny mit warmer Helle durch ihr Leben begleiteten.

Fanny war ein Kind, das sich von klein auf seine eigenen Begriffe und Anschauungen bildete und niemals etwas Hergebrachtes einfach übernahm. „Warum müssen denn alle Häuser viereckig sein und oben ein Dach haben," konnte sie fragen, „warum ist das schön?"

„Warum war jene Landschaft schön?" schreibt sie später in einer Jugenderinnerung: „Daß Bäume aufstanden zum Himmel und Berge abschüssig den Hintergrund machten und Häuser und Bäume, abwechselnd mit Kühen und Hühnern den Boden belebten, war das schön? Konnte man sich nicht eine viel schö-

nere Welt vorstellen? Wo die Häuser auf einer Ecke standen und leise balancierten, die Berge vom Himmel herabhingen und die Fische an ihren Firnen lutschten — die Bäume tanzten und die Kühe im goldenen Himmel sich tummelten?"

Oft nahmen die Eltern Fanny in ihre Mitte und wanderten mit ihr hinaus aus dem Dorf, durch den Wald, wo seltsame Käfer über die Kräuter krabbelten; oder sie stiegen bergauf und zeigten der Kleinen das weite Land mit den verstreuten Dörfern und den Bergen in der Ferne.

Einmal führte sie der Weg einer Höhe zu, auf der eine kleine Kirche stand. Dahinter leuchtete der klare Abendhimmel und es war, als ob der Weg mitten in ihn hineinführte. „Was ist das?" fragte Fanny, „geht es da in den Himmel?" „Nein," antwortete der Vater, „das ist die Kirche von Äugst; aber in den Himmel kommen wir erst, wenn wir sterben." Sie stiegen weiter, und plötzlich sagte das Kind, das wie gewohnt zwischen den Eltern ging: „Wenn wir sterben und in den Himmel gehen, gelt, dann nehmt ihr mich wieder in die Mitte!"

Als im Jahre 1899 der Vater ans Großmünster nach Zürich berufen wurde, hatte das Landleben ein Ende. In der Stadt schien alles ein ernsteres Gesicht zu machen als in Hausen. Da war nun die große, graue Kirche mit den beiden hohen Türmen, allerdings auch mit einem goldenen Gockelhahn, der beim Betzeitläuten wackelte; da war, zwischen vielen andern Häu-

sern auch das Stadthaus, wo der Vater zu den Sitzungen ging. Fanny durfte den grünen Tisch sehen im Sitzungssaal, und nachher zeigte ihr der Vater die Steinmännlein außen an den Fensternischen und sagte: „Siehst du, wie sie lebendig sind und dich angucken? Weißt du, was das ist? Das ist Kunst."

Fanny nahm all diese neuen Dinge in sich auf; aber erst nach und nach, als die Schulzeit kam und zu Hause ein kleines Schwesterlein nach dem andern einrückte, söhnte sie sich ganz mit der Stadt aus.

Die Schuljahre durchlief Fanny, ohne groß von Schulsorgen geplagt zu werden. Nach der Konfirmation folgte ein Jahr Welschland, das äußerst froh und heiter war, trotzdem sich damals schon die Anfänge einer Krankheit zeigten, die Fanny, nach Hause zurückgekehrt, für Monate ans Bett fesselte. Da lernte sie Geduld und Tapfersein.

Als sie wieder gesund war, besuchte sie noch ein Jahr die Höhere Töchterschule, wo ihr ganzes Interesse auf die literarischen Fächer ausging. Dann kam die Frage: Was nun?

Fanny hatte Lust und Talent zum Zeichnen. Sollte das Zeichnen ihr Lebensberuf werden? Durfte das sein? War das nicht krasser Egoismus? Sollte sie nicht lieber etwas tun, um den Andern zu helfen, sei es auch nur zu Hause der Mutter mit den kleinen Schwestern?

Da brach der Krieg aus. Und nun hatte Fanny das bestimmte Gefühl, daß es nicht recht sei, wenn sie bloß über ihren Zeichnungen sitze, wo es doch auch in un-

serer Stadt so viel hilfsbedürftige Menschen gab. Sie fing an, kleine Gassenbuben um sich zu scharen, wanderte, bastelte und spielte mit ihnen. Dann war da ein alter Schreiner, den Fanny massierte, und später tauchte zwischen all den seltsamen Freunden auch Frau Grünberg auf, das kranke, verachtete Judenweib, das in tiefem Hasse mit einem Manne zusammenlebte, der nicht wußte, daß seine Frau eine Seele besaß. Oft genug war Frau Grünberg bereit, ihrem Alten das Bügeleisen an den Kopf zu werfen oder mit dem Brotmesser auf ihn loszugehen. Mit dem Herrgott aber stand diese eigenartige Frau auf „du und du". Zu ihm sagte sie lächelnd, wenn sie an ihren Krücken über schlüpfriges Pflaster gegen den Sturm anhumpelte: „Du Herrgott, du weescht ja, daß i geh mit dem Stock, werf mi net um!"

All diese Menschen traten an Fanny heran und gehören in jenen Jahren ihrer sozialen Tätigkeit — sie besuchte auch den Fürsorgekurs der späteren sozialen Frauenschule — absolut zu ihr und sie zu ihnen. Durch sie lernte Fanny das Leben kennen und lernte „begreifen". So schreibt sie einmal: „Es ist, als ob ich von weit draußen käme, aus dem Unbeschränkten, das wir Menschen noch mit keiner Form bedingt haben. Und es ist, als sähe und hörte ich alles, was vorgeht, als Ergebnis von fremdem Wollen, bei dem ich noch nicht mitgeholfen habe.

Was die Menschen bedürfen, was sie sich zu sagen haben, was sie lieben, das ist der Ausdruck einer Idee

außer mir. Ich kam unter die Menschen, glaubend als ein Gestalter und Herrscher zu leben, und nun bin ich bloß Werkzeug eines Größeren. Ich lerne nach und nach begreifen durch das schmerzliche Mit-Leiden, das mir natürlich ist, und ich fühle mich verbunden mit all dem Verrückten, das nicht gut sein kann ...“

„All das Verrückte, das nicht gut sein kann,“ wie überhaupt alles, was sie erlebte durch „das schmerzliche Mitleiden, das ihr natürlich war“, drängte in Fanny wild und gebieterisch nach Gestaltung. Diese sonderbaren Menschen und Menschlein, die sie in jenen Jahren traf, finden wir alle wieder in Fannys Heften, in ihren Geschichten und Skizzen.

Damals trug sie Stoff zusammen, aus dem einmal ein Buch entstehen sollte: „ein Werk, mir selbst zur Klärung, andern zum Geschenk, Leben von meinem Leben, in andere eingreifend, Phantasie und Wirklichkeit, beide als Bilder meines Seins — Ahnung des Wachsens im Glauben an Unaussprechliches“.

Die Hefte und Mappen mit beschriebenen Blättern häuften sich, hie und da wurde etwas veröffentlicht, doch fühlte Fanny nicht die Kraft, daraus etwas Ganzes zu gestalten. Mit leiser Ironie sprach sie von dem ungeformten Stoff als von ihrem „Mollusk“.

1924 trat Fanny in die Bodmersche Buchhandlung in Stadelhofen ein und fand hier eine Arbeit, die ihre ganze Kraft beanspruchte. Nun konnte sie ihre großen literarischen und kunsthistorischen Kenntnisse verwerten, und mit der ihr eigenen, feinen Einfühlungs-

gabe suchte sie sich in ihre Kunden hineinzuversetzen, um jedem das zu geben, was er brauchte.

Zum Schreiben blieb kaum mehr Zeit. Aber das war auch recht so. In einem ihrer Hefte sagt Fanny: „... nun ist mir die Zeit nicht mehr gegeben, das Leben zu beiden Seiten meines Weges in Bilder zu fassen. Ich muß schnell vorbeilaufen, kann nur grüßen: Du, mein Bruder, du, meine Schwester, du Haus armer Menschen! Was ich empfinde, kann ich oft nicht ausdrücken, denn ich muß täglicher, strenger Arbeit nach. Aber die Innigkeit, die ich vordem dem Bildgestalten meiner kleinen Dichtungen schenkte, die soll nun meine Arbeit am Pult vertiefen. Die soll mich Bücher lesen heißen, die andern gezeigt werden sollen, die soll mich in täglicher Arbeit glücklich machen und das Leben in mir hell, bunt und gestaltenreich werden lassen."

Fanny liebte ihren Beruf. Schöne Bücher und Bilder behandelte sie mit freudiger Ehrfurcht. Sie begeisterte sich daran, wie sie sich an aller wirklichen Kunst hell begeistern konnte, war es nun Hodler oder Michelangelo, Jeremias Gotthelf oder Johann Sebastian Bach.

Musik setzte sich bei Fanny in Farben um. „Wer von der Malerei herkommt, sieht die Töne, die gespielt werden," schreibt sie in einem Brief. „Ein Musikton gehört zu einer Farbe: d′ ist für mich dunkelbrauner Samt, c′ wie Kohle (auch im Berühren!), f′ beigebräunlich, gänzlich trocken, etwa wie ein Brettchen."

Nach dem Anhören einer Bachschen Orgelfuge sprach sie von dem wunderbaren Teppich, der sich vor ihren

Augen gewoben hatte in bunten Farben und seltsamen Verschlingungen und Verknüpfungen der Fäden.

Was aber Fanny in allem Kunstwerk suchte und zu entdecken bestrebt war, das war das Göttliche, die Einheit, wie sie es oft nannte. Dieses Suchen und das Wissen um ein allumfassendes Göttliches tritt uns überall in ihrem Schaffen entgegen, sei es in ihren Versen, Skizzen oder in den Entwürfen zu kunstgewerblichen Arbeiten.

Fanny hat einige ihrer Mappen „Sabbata" genannt. „Auf jene Blätter," sagte sie, „suche ich zu schreiben nur mit der reinen Sonntagsfreude, die einem Menschen geschenkt wird. Nicht vom Wollen und Streben soll darin die Rede sein, sondern vom Sein, welches größer als wir und heilig ist." — Vielleicht könnten wir beinah alles, was sie schrieb, in jene Mappen legen.

Für Fanny war Gott und Christus in Gott gleich der Atmosphäre, die alles umgibt und durchdringt. Darin wuchsen die Menschen, Völker und Religionen in fröhlichem Durcheinander. Warum errichteten nun die winzigen Menschlein Schranken und Zellen, von denen sie sagten: nur wer hier drin ist, weiß vom wahren Gott? Warum wollten sie die Buntheit der Vielen, dies große Farbenspiel, in eine graue Masse verwandeln? Warum den einen die Lebensberechtigung absprechen? — Fanny schreibt einmal in bezug auf buddhistische Europäer: „Ich glaube nicht, daß man sich über jene Menschen entsetzen soll. Wenn sie ihren Kult aufrichtig tun, und das scheint so, so ist ihnen

eine andere Offenbarung gegeben als den Christen, und dann sollen wir still sein. Der Ursprung ist doch eins."

Fannys Leben wäre undenkbar ohne ihre Freundinnen. Freundschaft war für sie gleich einem Kunstwerk, und als solches Bedürfnis. Ganz verschiedenartige Menschen zählte sie zu ihren Freunden, keiner kam zu kurz, für alle war Platz; „denn," sagte sie, „es ist vielleicht das Schönste an der Freundschaft, daß sie keine Menschen einfängt und andere ausschließt, sondern ist wie ein großer Garten, in den man einfach kommen kann."

In diesem „großen Garten" verlor Fanny ihre oft hemmende Schüchternheit. Da trat ihr kindlich-heiteres Wesen erst recht zutage; und trockener Witz und sprühender Übermut mischten sich in oft sehr überraschender, lebendiger Weise in Gespräche über allerlei ernste Dinge.

So lacht uns auch aus ihren Heften plötzlich eine phantastische Geschichte von Mondkälbern, ein Kasperlestück oder die Ballade vom Schwein des Königs Yehudeo unvermutet entgegen wie ein übermütiges Scherzo.

In den letzten Jahren blieb Fanny wenig Kraft mehr für fröhliches, freundschaftliches Beisammensein. Sie war oft sehr müde. Diese Müdigkeit wuchs immer mehr, bis im September 1931 eine Erkrankung der Lunge festgestellt wurde, die eine Kur in Davos notwendig machte. Da freute sich Fanny auf das Ausruhen, das ihre Kräfte von Grund aus stärken sollte.

Erst schien sich die leichte Erkrankung hinzuziehen, vielleicht zu bessern, dann traten allerlei Symptome auf, die beängstigend waren. Nun brach eine schwere Zeit an mit Schmerzen und hohem Fieber. Fanny ahnte erst und wußte es dann klar und bestimmt, daß sie nicht mehr gesund werden sollte. Auch ihre Angehörigen wußten es, und es wurde kein Verstecken gespielt vor dieser Tatsache. Fanny war ruhig und heiter, ja oft fröhlich. Ihre Augen strahlten den Besucher an und nahmen ihm die Traurigkeit. Ihr ganzes Interesse galt nur noch den Andern, die ihr lieb waren; was wollte sie sich noch mit ihrem eigenen, elenden Leibe abgeben?

Tage kamen, in denen die Krankheit sich mit aller Macht über den Menschen warf, und der junge Körper in Angst und Beklemmung sich auflehnte gegen das Sterben. Aber der Geist war bereit, wenn sich auch Fanny freute über jeden Tag, den sie noch leben durfte. Leben und Sterben, beides bejahte sie, denn Sterben bedeutete ihr wohl Abschied, aber nicht Aufhören.

Eines Tages sagte sie zu ihrer Mutter: „Nun ist es wieder wie damals, als ich zwischen dir und Papa hinaufstieg gegen das Äugsterkirchlein und ich glaubte, wir gingen in den Himmel. Nun nehmt ihr mich wieder in euere Mitte."

Am 5. Juli 1933 schlief sie hinüber. Sie lag da mit glücklichem Gesicht, und wir wußten, daß sie einen großen Schritt vorwärts getan hatte.

GEDICHTE

VON FANNY FINSLER

Anruf

Du bist der Gott mit hundert goldnen Armen,
Du bist der Punkt, den unser Sein umkreist —
Unfaßlich Du, und hast mit uns Erbarmen —
Dreieinig Vater, Sohn und heiliger Geist —

Du bist der Ursprung von Gebirg und Sonnen,
Und bist das Leben in dem kleinsten Trieb,
Vollendest herrlich, was wir scheu begonnen:
Wie Du Dich offenbarst, so haben wir Dich lieb.

Vor Ostern

Gspürst öppis? I der graue Luft
Lit's hüt wie neu's Erwache,
Und undrem Schnee, wo d' Straß na druckt,
Da flismet's und wott lache.

I han es tusigs Finkli gseh
Am Dachrand kokettiere,
Und han vo witem d' Amsle ghört
's Laudamus präludiere.

Und ich und du? Vom Wintergmüet
Fönd d' Schale-n-au a springe.
Ganz z'innerst schlaht es Tönli a —
Wott d' Ostere-n-isinge.

Anbetung der drei Könige

(Zum Bild des Ortenberger Altars)

Zu Bethlehem im Ställchen klein,
Drei König kehr'n bei Joseph ein,
Drin leucht' des Höchsten Gnadenschein,
Dem wollen sich die König' weih'n.

„Von Hermelin mein Mantel ist,
„Mein' Kron' mit Perlen aufgerüst',
„Dir geb ich sie, Herr Jesus Christ,
„Weil du mein Herzenskönig bist."

„Ich bin der zweite König wert,
„Groß ist mein Macht und scharf mein Schwert —
„Ich bin dein Trutz- und Kampfgefährt,
„Dir sei mein streitbar Gut beschert.

„Ich bin ein Herrscher weiß und alt,
„Ich rüst mich wohl zum Tode bald,
„Dein Leben ich in Händen halt'
„Bis ich im letzten Schlaf erkalt'."

(Aus einem Zyklus Gedichte zu altdeutschen Weihnachtsbildern)

Verkündigung

(Zum Bild von Konrad Witz)

„Wer steht an meiner Kammertür?
„Ich stieß doch selbst den Riegel 'vür —
„Was schreckst du mich, oh Knabe!

„Bin nur ein schuldlos Mägdelein
„Und bet' in meinem Kämmerlein
„Wie ich's gelernet habe." —

Der Engelsknab' im langen Kleid,
Der tröst Marie und gibt Bescheid,
Wie niemals sie vernommen:

„Oh fürcht' dich nicht, sei nicht betrübt,
„Ein goldner Schein dein Haupt umgibt,
„Weil Gott zu dir ist kommen.

„Dein Sohn wird heißen Gottes Sohn,
„Der Friedefürst vom höchsten Thron,
„Der wird die Völker weiden." —

Des Engelsknaben Mantel rauscht,
Marie der Gnadenkunde lauscht,
Will glauben und will leiden.

(Aus einem Zyklus Gedichte zu altdeutschen Weihnachtsbildern)

Armseliges Weihnachtslied im Volkston

Ich ging voll Angst und Weh fürbaß,
Da fiel ein Sternlein auf die Straß',

Leucht' mir zur Weihnachtskrippe hin —
Viel arm und reiches Volk war drin.

Die Könige brachten goldnen Schmuck —
Die Bürger hielten auch nicht z'ruck —

Die Hirten brachten Böck und Schaf —
Ich hatte nichts, o Gottes Straf —

Nur schwarzes Leid, das nagt und druckt.
So hab ich mich zum Kindlein buckt,

Und schaut, fast gar vor Kummer blind:
Wie leuchtet hell das heilige Kind!

Es sagt: „Du Armer hast mich lieb?
„Drum gib dein Kummerbündel, gib!

„Ich mach es leicht und trag es gern."
Jetzt leuchtet's Kindlein wie ein Stern.

Da hupft mein Herz vor Freud und lacht:
Ich seliger Tor — o Weihenacht!

Wie lebendiges Wasser
ist Liebe, die uns geschenkt wird.
Aus Unergründlichem kommt sie,
füllt unsre Gefäße
und überfließt dahin und dorthin.

Halte deine Schale nicht ängstlich
und sprich nicht:
„Mein Bestes, mein Köstlichstes
„soll niemand berühren!“
Damit nicht Gott einen Dämon schicke,
der dir dein Bestes über die Straße schütte.

Meister, lehre mich Liebe empfangen,
Lehre mich Liebe ertragen
in meinem Herzen!
Heiße mich Liebe verschenken,
daß sie nicht lau werde,
daß von Deinem Köstlichsten
durch meine Hände fließe
wie leuchtendes Wasser — unerschöpflich.

Sabbata

Zufall ist nicht.
Idee ist der Grund.
Fügung schafft das Werk.

*

In eines großen Meisters Dienste stehen heißt:
Stolz sein, in neuer, befreiender Form.

*

Wisse: Viel Wissen ist erst das Gehäuse;
Wohnt Weisheit darin, beseelt sich das Werk.

Stern

Ich bin ein heißer Stern
und bin aus Gott entsprungen,
und hätte glühend gern
in stolzer Bahn geschwungen.

Nun aber bin ich müd —
mein Leuchten bald verglommen —
bin ich in meinem Flug
zu weit abseits gekommen?

Auflodre meine Glut!
Du, Sonne, sieh mich blinken!
Zieh mich in deinen Bann!
Dein Feuer muß ich trinken!

Abend

Der Tag verstummt. Der Abend wird kristallen,
Singt leisen Ton,
Und kleine Rufe, wie von Kindern, fallen
Ins Dunkel und entschlafen schon.

Wir Müden wollen durch den Abend gehen,
Langsam und leis.
Vielleicht wächst aus dem Dunkel ungesehen
Uns Gutes, davon niemand weiß.

Wir

So wachsen wir empor, langsam, wie Beeren reifen,
Sind lange hart und können's nicht begreifen,
Daß Du uns einmal ganz durchsonnen willst —

Wir stehen herb und bunt in Deinem Garten,
Und in uns lebt ein heimlich stilles Warten
Auf Dich, o Gott! bis daß Du uns erfüllst.

Zentralbibliothek Zürich
ZM03412925